Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 32 (1990)

Artikel: Drei Märchen von heute

Autor: Salis, Flandrina v.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550369

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Drei Märchen von heute

von Flandrina v. Salis

Der kleine Computer

Bereits unmittelbar nach seiner Zeugung zeigte sich, dass der kleine Computer zu allerhand Schabernack aufgelegt war. Als erstes wurde ihm das Einmaleins beigebracht. Er aber verkündete fröhlich die alte Weisheit des 2 + 2 = 5 und 1 x 2 = 1. Er war nicht davon abzubringen. Von den älteren Computern zur Rede gestellt, meinte er, er habe seine Gründe.

«Und die wären?» fragten die ausgereiften Vorgänger.

«Nun, zum Beispiel 1 x 2 = 1, so ist es doch in einer Ehe.»

«Deine Aufgabe ist nicht das Philosophieren, sondern das Rechnen.»

«Ich dachte, uns sei aufgegeben, die Wahrheit offenbar werden zu lassen.»

«Ach», seufzten die alten, schon müde gewordenen Computer, «es gibt nicht nur eine Wahrheit.»

«Meine Wahrheit», murmelte der kleine Computer, «ist das 3 x 1 = 1.» Er lächelte verträumt: «Ich werde alle Möglichkeiten und Arten des Glücks errechnen; ich werde zeigen, wie unendlich viel Glück es auf der Erde gibt, wie leicht es ist, es zu finden, und wie wichtig es ist, das kleinste Stäubchen Glück zu fassen als Gegengewicht gegen alles Übel auf der Welt.»

«Es wird dir niemand zuhören», sagten die alten Computer, «Glück ist eintönig, es ist immer dasselbe. Unglück ist unendlich vielfältig, da lohnt sich unser Einsatz, da können wir statistisieren, kategorisieren, katalogisieren – das hört nie auf. Da können wir weiter bauen, Zukunftskatastrophen malen, mit allen Formen, Abarten und Nuancen spielen . . .»

«Ach, hört auf, ihr seid mit eurer Bangemacherei vollkommen eingleisig. Das Glück . . .»

«Dein Glück bringt der grossen Gemeinschaft unserer Verehrer nichts. Sie suchen die Aufregung, das Leben. Die Illustrierten werden zwar nicht müde, das sogenannte Glück der Prominenz zu besingen, aber sie suchen doch nur den Wurm im Apfel.»

«Quatsch», sagte der kleine Computer ungehalten, «dieses Glück meine ich gar nicht – wofür haltet ihr mich?»

«Phantast», sagten die alten Computer, schüttelten ihre Häupter und zogen sich in mürrische Schweigsamkeit zurück.

Die Programmierer teilten dem kleinen Computer das Gebiet der Meteorologie zu. Er zog seine Striche, rechnete, kombinierte und verkündete triumphierend schönes, sonniges Frühlingswetter. Er meldete das Spriessen des jungen Grases, verweilte beim Jubelschrei des Löwenzahngoldes, liess den schmelzenden Schnee in den Bergen rieseln und plätschern und versprach eiliges Nachdrängen der Krokusse und Soldanellen. Im Sommer zählte er die gefallenen Rosenblätter und addierte ihren Duft. Musste er Stürme und Überschwemmungskatastrophen voraussagen, tat er es in knappen Worten. Doch dann erzählte er von einer Welt über der drohenden Wolkendecke in strahlender Sonne und unendlichem Blau, die bald leuchtend weisse, bald düster grauschwarze Ballungen, hoch aufragende Türme,

Vulkane und gejagte Drachen im ewigen Spiel von Formung und Auflösung gebar.

Alles Tadeln und Strafen nützte nichts. Er musste Eisregen voraussagen und warnte eindringlich vor Beinbrüchen und Verkehrsunfällen durch Glatteis. Aber er schweifte gleich wieder ab und schilderte begeistert die festlich glitzernden Eiszapfengirlanden entlang den Dächern, Vorsprüngen, Geländern und Autobahnabschrankungen, die in kristallner Hülle strahlenden Äste, die unter der hauchfeinen gläsernen Schicht noch leuchtenderen roten Beeren und immergrünen Blätter, beschwor den verzauberten Eiswald und das leise silberne Klirren der sich im Winde berührenden Zweige herauf.

«Du Schwätzer», schimpften die alten Computer. «Und was sagst du zu den geborstenen Bäumen, den abgebrochenen Ästen, den hungernden und erfrierenden Vögeln?»

Der kleine Computer liess sich nicht einschüchtern.

«Die Natur weiss sich immer zu helfen, wenn nicht die Menschen sie vernichten. Der Augenblick solch einer vollkommenen, absoluten Schönheit ist ein einzigartiges Erlebnis und unwiederbringlich und wiegt mehr als das Zerstörte.»

«Jetzt bist du aber unlogisch, und das ist das Letzte, was ein Computer sich leisten darf», rügten seine Kollegen. «Bedenke, wieviele Jahre ein Baum zum Wachsen braucht.»

«Die Vision», flüsterte der kleine Computer, «die Vision des Aussergewöhnlichen, absolut Einmaligen aber bleibt, sie ist innerlich, und kein Aussen kann das Wissen mehr trüben.»

Dem kleinen Computer wurde gedroht, ihn zu den Buchungscomputern zu versetzen, wenn er sich nicht einer grösseren Disziplin befleissige. Die Buchungscomputer belegten in der Computerhierarchie den letzten Rang.

Dennoch konnte es sich der kleine Computer nicht verkneifen, jedesmal beim Voraussagen grosser Hitze zu bemerken, im Norden sei es luftig und mild, bei einer Regenperiode, im Süden liefen braungebrannte Kinder nackt den Strand entlang, bei Schnee und Nebel daran zu erinnern, dass es andere Kontinente gab, wo zur selben Zeit zart die Mandelbäume blühten und Orangenhaine schweren, süssen und aufreizenden Duft unter sanfter Sonne ausströmten. Der fröhliche kleine Computer wurde übermütig und schloss seinen Wettervoraussagen vor den Sportnachrichten Wetten an; der Spieltrieb hatte ihn gepackt. Er nannte nach gründlicher Verarbeitung aller Daten aus früheren Wettkämpfen und jetziger Kondition den mutmasslichen Sieger bei Skispringen, Eisschnellaufen, Fussballspielen und Pferderennen. Seine Prognosen trafen meistens zu. Die Buchmacher schrien empört auf, Toto- und Lottostellen brachten nichts mehr ein, und das Zuschauen bot keine rechte Spannung mehr; das Publikum blieb aus.

Sein Betreuer begann, sich an die Eigenarten des kleinen Computers zu gewöhnen, und ertappte sich dabei, wie er sich auf die Nachträge ganz besonders freute und immer heiterer wurde, immer gespannter, was er wieder erfinden würde.

Aber die Auftraggeber waren nicht zufrieden. Sie hatten nun auch noch die Buchmacher am Hals. Sie befahlen eine Umprogrammierung auf Unfall- und Katastrophenstatistik; das würde, meinten sie, dem vorwitzigen Computer die Grillen austreiben. Er meldete, dass die Zahl der Strassenunfalltoten auf der Welt im Jahr an die 250 000 betrage und die der Verletzten 7 Millionen. Er errechnete für sein Gebiet eine Abnahme der Unfälle mit Todesfolge um 2,7 Prozent und eine Zunahme der leichteren Unfälle mit Sachschaden um 8,1 Prozent. Er stellte das Verhältnis der Unfälle zur Zahl der Bevölkerung und zur Zahl der zugelassenen Fahrzeuge fest. Getreulich berichtete er von Erdbebenschäden und Tornadoverwüstungen, von Springflutkatastrophen und Vulkanausbrüchen, von abgestürzten Flugzeugen und entgleisten Eisenbahnen; er spuckte Zahlen von zerstörten Häusern und Dörfern, von Toten und Verletzten aus. Er stellte seine Zuverlässigkeit unter Beweis. Aber immer wieder schmuggelte er Zahlen ein von glücklichen Eheschliessungen, Hausstandsgründungen, Geburten. Er gab nun sehr acht und nannte die Zahlen so nüchtern wie

möglich. Doch dann liess er sich plötzlich wieder hinreissen, bei jedem Eifersuchtsmord von keimender Zuneigung, von der Zärtlichkeit einer jungen Beziehung, von der Stärke einer in Stürmen gefestigten Liebe zu sprechen, und der Bestattungsstatistik hielt er die täglich viel tausendfach sich wiederholende innige Freude bei der Geburt eines Kindes entgegen.

Die Auftraggeber verloren die Geduld. Dem Unfug sollte unwiderruflich ein Ende gesetzt werden. Der kleine Computer erhielt eine Elektroschockbehandlung. Nun stotterte er, aber seine Fröhlichkeit kam ihm nicht mehr in die Quere. Hart und abgehackt sprach er von Kriegen, Massakern, Bombenanschlägen, Terror, von Gefangenschaft, Folter, Verschleppungen, von Zwang, Hass und Grausamkeit, von Entführungen, von Umweltverschmutzung und sterbenden Wäldern. Da war nirgends mehr die Rede von keimendem Leben, spriessenden Blumen, zwitschernden Vögeln, von Gesang und Tanz. Die Auftraggeber erschraken vor dem Antlitz des Grauens, das ihnen aus dem verzerrten Spiegel, den der Computer nun zeigte, entgegengrinste. Eine Welle schwerer Hoffnungslosigkeit hatte sich der von ihnen informierten Menschen bemächtigt, die psychiatrischen Kliniken konnten dem Ansturm der Verzweifelten nicht wehren, und Selbstmorde waren an der Tagesordnung. So wurde beschlossen, den Computer abzustellen.

«Eine Aufgabe», sagte der kleine Computer, «eine Aufgabe hätte ich gerne übernommen. Bitte, überlasst sie mir! Da klagen die Landwirte über Dürre, dort sind die Ernten in Frage gestellt, muss das Vieh geschlachtet werden. Reissende Wasser haben die Saat weggeschwemmt, die Felder und Dörfer überflutet, Hungersnot und Seuchen drohen. Hier schüttet die Natur ihren reichsten Segen aus, Tomaten und Aprikosen strotzen von Saft, das Korn steht so schön wie noch nie, die Trauben reifen in Hülle und Fülle heran. Noch selten brachte die Kaffeernte soviel ein. Aber die Produzenten leeren Lastwagen voller Aprikosen und Tomaten in den Fluss, der Kaffee wird den Dampflokomotiven verfüttert, das Korn verbrannt, der Wein ausgeschüttet. Fleisch und Butter werden eingefroren, und die Vorräte häufen sich. Die Preise, die man erziele, seien nicht hoch genug, wird gesagt. Also lieber zerstören. Und anderswo wütet der Hungertod. Wir können dem abhelfen. Ich werde dem Überfluss Dämme bauen, ihn in Kanäle fassen und in die Notgebiete leiten. Lasst uns drangehen! Ich kann ein rasches und sicheres Verteilungssystem ausarbeiten. Wir können die Transportmittel organisieren, wir werden . . .»

Die Programmierer schrien auf vor Entsetzen: «Das ist unmöglich!» «Das geht nicht, das können wir nicht!» «Was würden die Politiker dazu sagen!» «Das hängt von so vielen wirtschaftlichen, ökonomischen, soziologischen, politischen Gegebenheiten ab, da sehen wir gar nicht durch, es ist absolut undurchführbar!»

Der kleine Computer nickte ergeben, er hatte es nicht anders erwartet.

Von höchster Stelle erging der Befehl, den Computer endgültig aus dem Verkehr zu ziehen. Er kam in einen kleinen düsteren Abstellraum. Mit dem stillen Kummer, seiner Aufgabe nicht gerecht geworden zu sein, musste er fertig werden. «Ich habe es nicht geschafft, das Eigentliche zu sagen, das Unaussprechliche fassbar, die Kraft, die aus der Tiefe steigt, spürbar zu machen, die heilsamen Wellen, die frische Brise, die . . .»

«Das ist nicht deine Schuld», tröstete ihn sein einstiger Betreuer, der ihn weiterhin regelmässig aufsuchte, «du bist nicht richtig programmiert worden. Wir wissen es noch nicht besser.»

Der Betreuer kam immer wieder zum kleinen Computer, wenn er betrübt und bedrückt war, und dieser, allmählich zu seiner Fröhlichkeit zurückfindend, wusste stets das richtige aufmunternde Bild aufzuzeigen, die helfende Wahrheit, die wirklichere Wirklichkeit. Sie spielten Schach zusammen, Bridge und Skat, sie stellten sich die kniffligsten Rätselfragen, erfanden die lustigsten Spiele und lachten, lachten so oft und so viel und so herzlich, dass die Schwingungen sich im ganzen Gebäude ausbreiteten. Allmählich begannen sogar die alten Computer von Zeit zu Zeit zu schmun-

zeln, zuerst etwas schief, und dann immer gelöster. Aber ihre Computerweisheit fand nicht heraus, was sie so zur Fröhlichkeit reizte, und das wiederum verstimmte sie.

Papiertod oder Die Rache der Bücher

Aus einer Zeitungsnotiz «Der angebliche Tod auf dem Bücherbrett»: «Seit einiger Zeit erscheinen unter alarmierenden Titeln wie «Das Elend auf dem Bücherbrett», «Selbstzerstörung von Papier» usw. Publikationen, die den Eindruck erwecken, der gesamte Bestand unserer Bibliotheken, ja unsere Kultur überhaupt, wäre gefährdet. . . . Fachleute sind sich noch nicht klar über die Haltbarkeit des heutigen, mit modernen Fabrikationsmethoden hergestellten Papiers. Es lässt sich nicht voraussagen, ob und wie sich seine Eigenschaften in hundert Jahren verändern werden. Experten sollen dem Problem auf den Grund gehen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen bleibt abzuwarten. Zu Panik besteht einstweilen kein Anlass.»

Bestände ein solcher Anlass, hätte Livia vielleicht gerettet werden können.

***

Bücher waren schon immer Livias Leidenschaft. Als Kind las sie Märchen und Abenteuergeschichten, Andersen, Grimm, Perrault und Karl May, bis ihr der Kopf rauchte und sie aus schwerer Benommenheit kaum mehr herausfinden konnte. Sie liebte es, Bücher in der Hand zu halten, sie liebte die Einbände, das schöne Papier, den Druck. Jedes Buch war ein Fest. Sie verachtete die billigen broschierten Bändchen, und zum Greuel wurden ihr die bloss geklebten, nicht einmal mehr broschierten, die oft schon auseinanderfielen, ehe sie zu Ende gelesen waren, Wegwerfbücher, Wegwerfliteratur, die Wort und Aussage nicht mehr besonders achtete, schnell und ohne Sorgfalt Geschriebenes, das schnelles Vergessen herausforderte. Livia kaufte weiterhin ihr wichtig Erscheinendes in den teuren gebundenen Ausgaben, als Ehrenbezeugung an den geistigen Inhalt.

Bücher waren ihr Leben. Sie verkaufte Bücher, aber der Verkauf war keine geschäftliche Transaktion. Sie vertraute ein wertvolles Gut einem sachverständigen Liebhaber an. Die Kunden waren ihre Freunde, weil sie die Freunde ihrer Bücher waren, und wurden als Gäste empfangen. Jeden Morgen strichen ihre Hände zärtlich über die Bücherrücken in den Regalen, ordnend, die Reihen gerade richtend.

Aber die Hektik der Stadt mit den verbissenen Gesichtes Dahineilenden verlangte ein anderes Geschäftsgebaren; eine starre, auf Profit ausgerichtete Kommerzialisierung setzte ein. Livia ging, sie wollte keine «Ware» verkaufen.

Sie nahm sich einer Bibliothek an. Sie sortierte, katalogisierte, ordnete ein, sie staubte die Bücher ab, bis die schönen goldbedruckten Lederrücken weich und lebendig schimmerten. Hier gab es keine broschierten Bände. Die Blibliothek wuchs ständig an, jede Neuerwerbung war eine Freude.

Die Jahre vergingen. Nicht nur die Bibliothek nahm an Umfang zu, auch die Aktenordner breiteten sich aus. Die Korrespondenz war ein unablässiger, mächtig anschwellender Strom. Es musste immer neu Platz geschafft werden. Die Bücher eroberten ein Gestell nach dem anderen, eine Wand nach der anderen, einen Raum nach dem anderen. Livia ordnete sie immer wieder um, schleppte sie hierhin und dorthin, in den Estrich und in den Keller. Schon lange war nicht mehr die Rede davon, liebevoll Band um Band in die Hand zu nehmen und mit weichem Lappen zu streicheln. Die Neueingänge verschwanden, kaum in die Kartothek aufgenommen, unbesehen in die Regale, drückten sich eng in die Reihen ein. Bei dieser Fülle von Büchern würde niemand sie je lesen, sie waren zu ewigem Schlaf verurteilt, Eroberungsgefilde für Stockflecken, Nahrung für Würmer, Mausoleen für verirrte Falter.

Die Aktenordner häuften sich, quollen aus den Schränken, überfluteten den Boden, türm-

ten sich auf, bedeckten den Schreibtisch, wuchsen an den Fenstern hoch. Die Bücher standen schon in zwei Reihen hintereinander. Die Helden starben einen zweiten Tod. Niemand war da, die Sieger zu ehren, über die Qualen der Liebenden zu weinen, sich an ihrem Glück zu freuen, den Philosophen in ihren Gedankengängen zu folgen, die Erklärung der Welt und ihrer Phänomene zu finden, sich schmerzhaft der grossen Täuschung bewusst zu werden oder unvermutet den Weg zu erblicken.

Die Bücher purzelten aus den überfüllten Regalen. Kaum konnte Livia sich noch einen Weg von der Türe zum Fenster bahnen. Sie musste auf Ordnern und Büchern balancieren. Bald war die Türe versperrt. Durch das Fenster wurde immer mehr hereingeschoben.

Die Massen wuchsen höher und höher an die Decke heran. Livia lag auf den Kanten, die sich tief in ihr Fleisch bohrten. Herber Staub füllte ihre Lungen, setzte sich an den Schleimhäuten fest. Sie kämpfte gegen das Ersticken.

Ohrenbetäubendes Getöse all der Schlachten aus den Geschichtsbüchern erfüllte den Raum. Laut deklamierten Helden ihre Dramenrollen. Liebesgeflüster drang aus den Ekken. Glühende Lava schoss aus dem erloschen geglaubten Vulkan des Kleinen Prinzen empor. Eine Schublade aus Dalis Giraffenhals sprang auf und traf sie an der Schläfe. Fernand Legers Meccano-Menschen schlugen auf sie ein. Wilde Dissonanzen zerrissen das Restchen Luft, grosse Akkorde mischten sich ein, sanfte Arien versuchten, sich im Chaos durchzusetzen. Gesprächsfetzen, Namen durchblitzten Livias Bewusstsein – Iphigenie, Antigone, Baptiste, Orlando Innamorato, Orlando Furioso – sie konnte im wilden Aufruhr nicht mehr unterscheiden, was die Bücher schrien und was ihre Erinnerungen flüsterten.

Kurz bevor die papierne Flut die Decke erreichte, fühlte Livia sich in ein Meer versinken, sie spürte die Kanten nicht mehr und die Wellen schlugen über ihr zusammen. Plötzlich war alles sanft, so sanft, da war kein Lärm mehr. Innig stiegen Clorindas letzte Worte lerchengleich empor: «S'apre il ciel, io vado in pace.»

Sardinendrang

Nun ist wieder die Zeit für das Ausschwärmen der Sardinen aus ihren heissen, drückenden Stadtbüchsen – Urlaubszeit. Unaufhaltsam strömen sie, von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, meist südwärts, den hochgepriesenen Ferienparadiesen zu. Die Strassen, Wege und Bahnen quellen von Sardinen über, die aufeinander auflaufen, übereinander stolpern und, eingesperrt in ihren kleinen beweglichen Privatdosen, Rand an Rand stundenlang in brütender Hitze stehen und warten. Sie dürsten und hungern, empfinden kreatürliche Bedürfnisse und können sich doch aus dem Schwarm nicht entfernen. Sie rauchen, lesen, stricken – fluchen – hören Radio, die Kinder lärmen und streiten und sind viel eingeengter als in ihren heimatlichen Dosen oder Arbeitsbüchsen. Sie werden nicht inne, dass sie von einem Riesenhai verschluckt wurden und es noch Stunden dauern kann, bis er sie aus seinen Gedärmen entlässt.

Nun, einmal erreichen die Sardinen doch das Meeresufer. Hier wartet die grosse Büchse, die sie an noch südlichere, sonnigere, vielversprechendere Gestade führen soll. Die Sardinen können es kaum erwarten, in diese Riesendose eingefüllt zu werden. Doch das Einschleusen solcher Unmengen geht nur langsam vor sich. Stundenlang stehen die Sardinen dichtgedrängt in lastender Hitze und widerlichem Gestank unter dem dreckverhangenen, brütenden Himmel, ihr Gepäck auf den Zehen, dasjenige ihrer Nachbarn auf den Fersen und in den Kniekehlen, die kantigen Gestelle der individuellen Sardinen, die sich zwar nicht in Einzeldosen sperren lassen, den Sardinenfischerkahn aber doch zur Fortbewegung benützen, in Brust und Rücken gedrückt. Die endlos lange, teils geduldige, teils stöhnende, schimpfende Reihe schiebt sich Zentimeter um Zentimeter vor, bis sich die einzelnen Sardinen durch den schmalen Eingang zwängen und numeriert werden können.

In der grossen Büchse schwimmen die Sardinen etwas freier umher. Doch zu festgesetzter Zeit sammeln sich die Schwärme wieder, um

an die Futtertröge zu gelangen. Das kann schön eingereiht, dicht gedrängt, in guter Ordnung geschehen, und der, wenn auch minimale Bodengewinn bringt sie dennoch unaufhaltsam ihren Pappbechern und Papptellern näher. Sind diese einmal gefüllt, müssen die Tischplätze blitzschnell erobert werden, und da drängen sich die Sardinen wieder Flosse an Flosse. Manchmal allerdings artet die Futterbeschaffung in ein wild durcheinander schwirrendes, sich stossendes und unter Schimpfgetschilpe sich überhüpfendes Spatzengedränge aus, wenn zum Beispiel keine festen Leitplanken zu den Fütterungsstellen führen und die Speisen auf grossen Flächen offen zur Schau stehen.

Hier muss ich einflechten, dass es an gewissen Sardinensammelplätzen hochgesittet zugeht. Wenn die Sardinen zum Futterplatz eilen, nicken sie sich eifrig «Mahlzeit» zu. «Mahlzeit», sagen die Sardinen, die zum Essen kommen, «Mahlzeit», die am Essen sitzen, «Mahlzeit», die wohlgenährt den Tisch verlassen. «Mahlzeit»: süss hingeflötet, primadonnenhaft moduliert, leicht und gedankenlos hingeworfen oder schwer und bedeutungsvoll betont, sodass man förmlich die Mühlräder mahlen hört. Eine ganze Sinfonie, ein Oratorium, zwitschernd hell der Sopran der munteren Zimmermädchen, mütterlich und warm der Alt der Hauptserviererinnen, etwas befangen noch der Tenor der jungen Kellner, strahlend und überzeugend der Bariton der Ober und ein wohliges Hungergefühl erweckend der Bass des Direktors: «Mahlzeit!»

Einmal am Reiseziel angekommen, erobern sich die Sardinen blitzschnell einen Platz an Deck, am Strand, am Schwimmbecken, den sie wütend verteidigen. Schön ausgerichtet, Seite an Seite, legen sie sich zum Rösten in die Sonne, schmieren sich sorgsam mit mehr oder minder parfümiertem, manchmal auch ranzigem Öl ein und bräunen gemeinsam die Wurmesblässe ihres Wohlstandsspeckes. Das sind die Ölsardinen. Neuzugängen in ihrer widerwärtig madigen Weisse wird mit Abneigung begegnet.

Andernorts werden scharenweise im Laufschritt höchste Berge erklommen. Es kann geschehen, dass auf schmalem Pfad zwischen Felswänden und dem Abgrund zwei Schulen aufeinander prallen. Die beiden entgegengesetzten Strömungen verursachen einen schrecklichen Wirbel. In wildem Handgemenge klammert sich der eine am andern, stösst und schiebt, zwängt sich durch, schon ahnt man eine wimmelnde, zappelnde Masse unter Steinschlag den Abhang hinunter purzeln. Aber nein, plötzlich hat sich das unbeschreibliche Durcheinander aufgelöst, die Schwärme wandern friedlich auseinander. – Manche schlappe Sardinen schaffen es nicht, diese Höhen zu erklimmen, atemlos bleiben sie unterwegs liegen. Bei solchen Mengen sind Ausfälle durchaus tragbar. Oder sie stürzen sich, ihrer Schwäche bewusst, auf schwebende Büchsen, die sie mühelos auf den Gipfel bringen, von wo sie dann, dicht gedrängt, in weite, weite, ganz und gar sardinenfreie Gebiete blikken. Verunsichert und schaudernd wenden sie sich bald ab, warten, Flosse an Flosse, bis sie wieder in die schwebenden Büchsen einströmen können, um sich sobald als möglich an den Futternäpfen zu erholen.

Es gibt auch grosse Sammelbehälter auf vier Rädern, die weit umher über Land fahren und ihren Inhalt in die dichten Massen der Städte ergiessen. Erhitzt und nach Luft schnappend quält sich der Strom durch Gassen, Gewölbe und Hallen, die angefüllt sind mit tausend Dingen, von denen die einzelne, in der Menge eingequetschte Sardine kaum einen Blick erhascht. Durch Megaphone brüllen Sardinenführer ihre Erläuterungen in den verschiedensten Sprachen durcheinander. Die Sardinen verstehen kein Wort und haben nur das einzige Ziel im Auge, den ihnen zugeteilten Leitfisch nicht zu verlieren.

Es kommt auch vor, dass sich Sardinen freiwillig in dunkle, luftarme Behälter einsperren, sich auf schmalen Holzbänken bei Bier und Wurst eng aneinander schmiegen und je nach Bedarf diszipliniert die Flossen zusammenschlagen, schunkeln und singen. Im Mief von Schweiss und Rauch, bei höchster Lautstärke

der mikrophonierten Musik, bei wirrem Lichtgeflacker und wild herumzuckenden Farben wackeln sie hektisch mit allen Flossen, ohne sich, eingekeilt, von der Stelle bewegen zu können. Man nennt das Tanzen.

Manchen Sardinen werden die vielen schrillen Töne und das ständige Stimmengebrause zuviel. Sie versuchen, sich durch konservierten Lärm nach ihrem Geschmack unter Verwendung von Stöpseln, die sie sich in die Ohren stossen, abzuschirmen. Doch den Schwarm verlassen: das gibt es nicht.

Sardinen mit Anspruch auf Individualität wählen nicht die starren Büchsen, sondern weiche Behälter und stellen sich vor, sie könnten sie je nach Bedarf an einem schönen Platz nach ihrer freien Wahl aufstellen. Doch, das ist verboten; wieder werden sie in Sammelplätze eingewiesen. Und hier ist die Tuchfühlung noch enger. Jegliche Intimität wird zur öffentlichen Angelegenheit, und Gesprochenes ist Sache der Allgemeinheit.

Sollte eine Sardine wirklich einmal das Bedürfnis nach Absonderung und Selbständigkeit haben, gerät sie bald in Schwierigkeiten. Ohne Schwärme – kein Sessellift. Eine einzelne Sardine wird von der auf Schwärme geschulten Bedienung gar leicht übersehen. Eine einzelne Sardine ist für Sardinenhaie eine leichte Beute. Manchmal sind es die Sardinenhüter selbst, die zu Sardinenhaien werden und so ein Sardinchen gar zu gerne vernaschen möchten. Dies ist das übliche Spiel auf den grossen Kähnen und besteht darin, dass das Sardinchen sorgfältig ausgewählt und eingekreist, mit List und Tücke von den Gefährten der Einzeldose abgesondert und von den Vorteilen der individuellen Büchse des Hüters überzeugt wird. Auf jeder Sardinenüberführung ist die Auswahl gross, Wetten werden unter den Hütern abgeschlossen. Aber es kann geschehen, dass alle Mühe auf das falsche Exemplar verwendet wird und der Kahn das Ziel erreicht, das Sardinchen ausspuckt und der Hai das Nachsehen hat. – Die Eroberung einer Sardine, die durch das rhythmische Schwingen einer wohlgeformten kleinen rundlichen Schwanzflosse in aller Dringlichkeit Anschlussbegehren signalisiert, gehört nicht zum spannungsreichen Spiel; darauf werden keine Wetten angenommen.

Das Sardinchen mit Antischwarmneigungen taucht nach solchen Erfahrungen manchmal ganz gerne wieder in den sicheren, geschlossenen Reihen der Schule unter, selbt wenn es sich da still in die Zwischenräume quetschen muss; denn die Sardinenpaare spielen sich als Rammböcke auf, und wenn noch zwei, drei Kinderlein dabei sind, bilden sie eine festgefügte Kugel.

Noch ein Wort über die gepökelten Sardinen, wie sie zum Beispiel in nordischen Hafenstädten vorkommen. Dort liegen sie kunterbunt durcheinander an den Anlegeplätzen und in den Parkanlagen, sie überdecken gänzlich das spärliche Grün und quellen über auf den harten Asphalt der Bürgersteige und Strassen, die sie ungeachtet des Verkehrs und der Fussgänger als Lagerstatt benützen, schweiss- und staubverkrustet: gepökelt.

Nach all diesen Erlebnissen kehren die Sardinen recht gerne wieder in ihre altgewohnten heimatlichen Büchsen zurück die meist grösser und bequemer sind als diejenigen, mit denen sie sich unterwegs zufrieden geben mussten. Mit einem Seufzer der Erleichterung setzen sie sich vor die Bilddose, aus der konservierte Geschichten strömen, die ohne jegliche Anstrengung konsumiert werden können, was nicht ausschliesst, dass sie in ihren Freunden durch begeisterte Schilderungen unnachahmlich schöner Ferien gelben Neid zu erwecken versuchen.

Nachwort

Diese Abhandlung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, und ich bitte alle nicht berücksichtigten Sardinenschwärme, wie zum Beispiel diejenigen auf den Skipisten, um Verständnis und Vergebung; ich wollte die Leser nicht zu sehr ermüden.